

# Bärndütsch-Bücher

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574921>

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sti-Peters-Hans am Bettchaste. (Aus: Em. Friedli, „Guggisberg“).

## Bärndütsch-Bücher.\*)

Von Dr. Alfred Jankhauser, Wichtach (Bern).

Mannigfach entwickelte sich die Krone des deutschen Sprachbaumes; in tausend Zweigen gipfeln die Nester, die Idiome der verschiedenen Stämme; die Dialekte der Fischer von der Wasserkante, an sich schon uneinheitlich, klingen dem Siebenbürgersachsen so fremd wie Zigeunerlaute; und der Südbayer in den Sette Comuni versteht kaum, was der südlichste der Alamannen in Magna ebenfalls auf italienischem Boden spricht.

Bevor die Kultur fortgeschritten war und ein geistiger und materieller Verkehr die einzelnen Gegenden einander näherbrachte, wußte man kaum, was „deutsch“ sei; und als die erste große, nicht bloß regionale Bewegung des Deutschtums sichtbar wurde, die Reformation, da fragte sich's, welcher Art der stärkste sei, welches Idiom das Grundmaterial abgeben werde zur neuen „gemeindeutschen“ Sprache. Man erklärt heute, daß die sächsische Kanzleisprache die Grundlage der lutherischen Bibelübersetzung und damit der neuen Literatursprache wurde; man übersieht die Rivalen, die mit der sächsischen rangen: Alamannische und plattdeutsche, und man vergißt, daß in Flandern und Holland

das „Gemeindeutsch“ nicht Meister wurde über die dortige Stammessprache, das Holländisch und Flämisches, also das „Niederfränkische“.

Daß unsere alamannischen Mundarten neben der sächsischen — oder eigentlich thüringischen — keine eigene Literatursprache entwickeln konnten, das liegt an unserer harten, armen Erde. Obwohl wir staatlich ebenso unabhängig wie die Niederlande wurden, obwohl unsere staatliche Tradition von der monarchisch-aristokratischen des Reiches so sehr verschieden war, lebten wir doch kein selbständiges Geistesleben, hingen von Frankreich und dem Reich ab und bildeten uns nach den großen Bewegungen des Geistes dort draußen. Wir hatten mit politischen Aktionen, mit Söldnertum und ökonomischen Sorgen zu tun. Darum weiß man bei uns von keinen spezifisch schweizerischen Künstlern, keinen Dichtern, und die Namen Holbeins und Hallers beweisen, wie sehr wir als Anhängel des Deutschtums gelten.

Allein die eigenartige politische Laufbahn hat doch zur Folge gehabt, daß unsere Volkssprache länger als draußen mundartlich geblieben ist und heute noch der Nivellierung und Verdeutschung zähen Widerstand leistet. In hundert eigenartigen Zweigen hat sie sich bis auf diesen Tag erhalten, hat eine Menge von

\*) Mit 5 Reproduktionen nach Illustrationen aus den Büchern von Emanuel Friedli, erschienen im Verlage von A. Francke in Bern.

Wortbrocken mannigfaltigsten Ursprungs, besonders aber romanisches Erbgut, verarbeitet und präsentiert sich dem Fremden besonders phonetisch als unentwirrbare Vielheit. Keine Gegend betont die einfachste Frage gleich wie die andere. Die Wertung der Vokale überträgt sich auf das Hochdeutsche. Man kann, wenn man Kenner ist, im Gebiet des Kantons Bern die deutsche Frage: „Bist du in Bern gewesen?“ in so viel eigenartigen Tonfällen hören, daß man selbst ohne die Dialektausdrücke heraus hört, welcher Landesgegend der Frager entstammt. Der Guggisberger bricht scheinbar unmotiviert ab; der Simmentaler läßt das letzte Wort singend schweben; der Emmentaler läßt es mit seltsamer Treuherzigkeit fallen; der Stadtberner ist am meisten Rationalist; die Landschaften unterhalb Berns sind breit und weniger ästhetisch.

Diese Melodik wird auch das Bleibende sein, das die einzelnen Mundarten noch lange unterscheiden wird, wenn sie längst schon ihre eigentümlichen Wörter und fremden Anorren aufgegeben haben, ja selbst dann, wenn die Bauern alle auf Schriftdeutsch über Melken, Düngen und Wetterausichten verhandeln, ähnlich ihren französischen Kollegen im Gros de Vaud, die das Patois vergessen haben. Man wird noch nach weiß kein Mensch wie langen Zeiten sagen: „Ach, Sie sind Schweizer! Ich hätte nicht gedacht, daß Ihre Mundart so leicht zu verstehen wäre!“ Ja, die „Mundart“! Sie lebt noch, buchstäblich, im Liede fort. Sie hat das Intimste bewahrt, das, was sich unbewußt von der Mutter auf das Kind überträgt, die Formwertung dessen, was man ausdrücken will, und dies ist der Geist des Volkes.

Es ist kein Zweifel: Am Material der Dialekte nagt stark die Zeit. Das alte Gebäude verwittert; das Relief wird unscharf und bröckelt ab. Wir werden morgen schon die „reinen“ Mundarten der Landesteile verloren haben. Schon unterscheidet die junge Generation der Guggisberger, um ein Beispiel zu geben, nicht mehr wie die alte peinlich genau zwischen „uhi“ (hinauf) und „uha“ (herauf). Es sagt schon mancher zum Aerger derjenigen Ältern, die noch auf vernünftige Sprache halten: „Chum uhi!“ oder gar wie die Laupener: „uehi“. Und die Heuer kommen aus dem „Ammerlann“ und sagen: „I wurde müed“, statt wie ehemals: „I chume müeda“. Denn das

war die Eigentümlichkeit des Guggisbergisch, es sagte wie das Französisch: „Je viens fatigué“ und definierte obendrein gut welsch das Eigenschaftswort: müeda, müedi, müeds.

Und dies bleicht gemach in der modernen Lebhaftigkeit und Oberflächlichkeit: Man sieht, die Mundart will sterben. Mindestens verliert ihr Wortmaterial seinen Charakter. Darum scheint es an der Zeit zu sein, dieses Material zu archivieren. Aber es genügt nicht, die Wörter lexikonmäßig zu häufen und mit ihren Ursprüngen zu vergleichen: Dies ist mittelhochdeutsch, dies wahrscheinlich keltisch, dies italienisch und jenes direkt lateinisch. Das ist die Aufgabe des großen Idiotikons. Wer aber das Wortmaterial in seiner Fülle aufbewahren will, der muß auch die sitngemäße Anwendung jedes einzelnen Ausdrucks mit einschließen; denn nur in der Anwendung ist das Wort lebendig.

Diese Aufgabe sucht für einen Teil unserer Mundarten, und zwar für diejenigen im deutschen Kanton Bern, Emanuel Friedli zu lösen. Es liegen vier gedruckte Bände vor, und

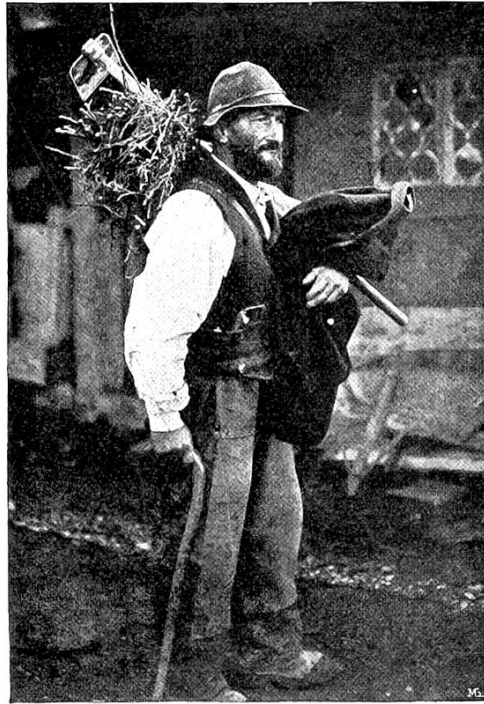


D's Emieswiibli. (Aus: Em. Friedli, „Grindelwald“).

zwei sollen noch gedruckt werden; am siebenten schafft der Autor gegenwärtig \*).

Die Art der Aufgabe erforderte eine besondere Arbeitsmethode: Friedli ging konsequent vor, verzichtete auf Korrespondenzen mit Fragebogen und so fort, um unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen, d. h. das Volk selbst zu fragen. „Wie heißt dieser Gegenstand?“ „Was säet Ihr da?“ „Wie alt ist Euer Kind? Wo habt Ihr's getauft?“ „Was kosten die und die Gegenstände?“ „Wie ging's zu an der und der Chilbi?“ Und was für Antworten auf diese Fragen fielen, und wel-

\*) Gedruckt sind: Guggisberg, Lüzelflüh, Grindelwald, Jnäs. Die ungedruckten sind infolge Materialverteuerung liegen geblieben. Es hat sich nun eine „Bärndütschgesellschaft“ gebildet, welche durch verschiedene Veranstaltungen die fehlenden Mittel aufbringen will. Die Leser sind freundlich gebeten, auf die Anzeigen dieser Gesellschaft zu achten.



Tagelöhner mit Fährabebürdeli. (Aus: „Lüzelflüh“.)

che Gespräche aus solchen Antworten sich entspannen, das wurde auf der Stelle notiert, auf ganze Annahmen von Zetteln, wurde überprüft, verglichen, bestätigt, und erst nachher die Menge des Materials geordnet. So entstanden die einzelnen Bände.

Wer weiß, wie Gottshells gewaltige „Wasser- not im Emmental“, dies kosmisch große Epos, sich liest, der stelle sich vor, daß der Eingeweihte mit ähnlichen Gefühlen einen Bärndütschband zur Hand nimmt. Große Werte haben sich in jedem gehäuft. Von der Wiege bis zum Sarge begleitet der Verfasser das Volk, in Freude, in Wiß und in Gefährtheit, in schwerer Not und Trübsal, und alles ist überpersönlich, aber durchaus echt und darum lebendig und kräftig wie gute Alpenkräuter, und wer in einem solchen Band zu Haus ist, der liest sich immer tiefer und tiefer hinein.

## Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

### Vom Weihnachtsbüchertisch.

Wenn es sonst keine Zeichen gäbe, die uns das gütige Weihnachtsfest ankündigen, so würden es die Leute der Zeitungen und Zeitschriften, trotzdem sie meist nur Druckerchwärze im Sinne haben, doch daran spüren, daß die Schriftstellern, dichtenden, denkenden und die verlegenden Herrschaften ihre Bucherzeugnisse in vermehrtem Drang in die Redaktionsstuben tragen lassen. Wollten die Redaktoren alle die Bitten um besondere Empfehlungen rechtzeitig erfüllen, sie dürften vor Weihnachten nicht mehr schlafen und kaum noch essen. Aber so eigensüchtig und menschenfresserisch gesinnt sind weder die Verfasser noch die Verleger der Bücher, und das gibt uns den kühnen Mut, im folgenden eine Reihe jüngst erschienener Bücher vorerst nur andeutungsweise zu empfehlen, wobei wir uns gerne das Recht — und auch die Pflicht — vorbehalten, das eine und andere bei ruhigerer Gelegenheit noch näher auf Wert oder Unwert zu untersuchen.

Eines der wertvollsten, vornehmsten und innerlich reichsten der in diesem Herbst erschienenen Bücher ist ohne Zweifel das auch äußerlich sehr anziehende Novellenbuch „Der unnütze

Mensch“ von Ruth Waldstetter. Die treuen Leser der „Schweiz“ werden sich freuen, zu vernehmen, daß zwei der vier Erzählungen dieses bei A. Franke, Bern, verlegten Bandes bereits in unserer Zeitschrift erschienen sind: die ergreifende Titelnovelle „Der unnütze Mensch“ und die geistvolle Künstlernovelle „Der Berufene“.\*) Ein weiteres feines, in seiner stillen, gediegenen und stimmungsvollen Art an Storm gemahnendes Novellenbuch hat Annie Herzog verfaßt: „Die Eine Liebe“, Geschichten vom Haus am Rhein. (Bergstadtverlag, Breslau und Leipzig.) Auch von diesen sechs Erzählungen ist die schöne Novelle „Eine stille Geschichte“\*\*), in unserer „Schweiz“ zuerst veröffentlicht worden. Gerne werden sich unsere Leser auch der kostbaren Novelle „Das Brokatkleid“ von Hans Hagenbuch\*\*\*) erinnern. Sie steht nun, zusammen mit drei weiteren Novellen („Flut“, „Babettens Reise“ und „Brünhilde“) in einem stattlichen, bei Huber & Co. in Frauenfeld verlegten Novellenband „Flut“, dessen Verfasser eine gesunde Eigenart besitzt. Auch Johannes Jegerlehner hat ein neues,

\*) Bb. XXIII (1919) S. 293 u. S. 549. — \*\*) Bb. XXIV (1920) S. 135. — \*\*\*) Bb. XXII (1918) S. 411.